

Bischof Prof. Dr. Martin Hein, Kassel

Ansprache beim Adventsempfang der Evangelischen Kirchen in Erfurt am 3. Dezember 2013

„Innehalten – Advent als Entschleunigung“

Das Thema meines Vortrags klingt ein wenig, als wollte ich mit Ihnen ein Seminar veranstalten, wie sie in den letzten Jahren große Mode geworden sind: Seminare zur Neugewinnung der „Work-Life-Balance“, wie es auf Neudeutsch heißt, oder sogar zum „Reframing“, zur Neugewinnung des eigenen Lebensrahmens. Es hat einen Geschmack von „positivem Denken“, was da so alles unterwegs ist und angeboten wird. Und es wird ja nicht nur angeboten. Es wird auch nachgefragt. Es ist ein echter Markt vorhanden, der auf einen Bedarf reagiert.

Offensichtlich ist uns da etwas aus den Händen geglitten. Das Leben ist zu schnell geworden, zu kompliziert, zu dicht. Wir sind Getriebene und Gehetzte. Gerade im politischen Geschäft scheint das besonders ausgeprägt zu sein. Ständig steigende mediale Präsenz schon auf der kommunalen Ebene, ständige Verfügbarkeit durch Smartphone und Tablet tragen dazu bei, dass die Erwartungen ins Unermessliche wachsen – und zwar, wie ich auch an mir selbst feststelle, sowohl von außen her als auch von innen: Man soll den Ansprüchen genügen – und man will es auch. Unmerklich als Prozess, aber in den Auswirkungen deutlich zu spüren, haben wir die Maßstäbe verloren. Schon von Kindesbeinen an bestimmen Ziele und Zielvorgaben unser Leben. Selbst die Nachmittage, die früher dem freien Spiel der Kinder vorbehalten waren, sind heute einem strengen pädagogischen Zeittakt unterworfen, und ich warte auf den Moment, wo schon Kindergartenkinder mit Smartphones ausgerüstet werden. Wir haben uns, so scheint es, irgendwie übernommen.

Das kennen wir alles. Es ist nicht nur Mode geworden, Seminare anzubieten, die dem abhelfen wollen. Es ist auch Mode geworden, darüber zu klagen, dass dem so ist. Es hat sich unter dieser echten und ernstzunehmenden Problemanzeige eine Art Statuskultur der Überlastung und Beanspruchung etabliert. Das scheint mir ein Nebenprodukt der Verwandlung unserer Gesellschaft in eine Dienstleistungsgesellschaft zu sein. Selbstwert und Selbstachtung können nicht mehr ausschließlich aus erstellten Produkten oder erbrachten messbaren Leistungen gewonnen werden. Der Anteil des Einzelnen an der Gesamtdienstleistung ist oftmals kaum noch sichtbar, wird kaum gewürdigt. Spürbar dagegen ist der Stand der Verausga-

bung. Das kann dazu führen, genau diesen Grad zum Maßstab des eigenen Selbstwertgefühls zu machen.

Diese Tendenz hat ein Potential zur Aufschaukelung, es ist ein Teufelskreis. Wer ist am unabhkömmlichsten? Wer wird am meisten beansprucht? Wer leidet am intensivsten? In dieser Zuspitzung zeigt sich etwas, was mich beunruhigt und was für mich das eigentliche Thema darstellt. Es ist, ganz evangelisch formuliert, eine extreme Form der *Werkgerechtigkeit*: Wir definieren uns ausschließlich über uns selbst. Damit aber bleiben wir massiv der Vergangenheit behaftet, denn von dort kommen die unerfüllt gebliebenen Aufträge und die unerfüllbaren Ansprüche. Die Zukunft ist nicht offen, sondern der angstbesetzte Ort der Bewährung oder des Versagens, die To-Do-Liste des Lebens. Das Leben wird zu Castingshow: Deutschland sucht die Supermutter, den Superpolitiker, den Superpfarrer.

In der Klage über die Beschleunigung, Komplexität und ökonomische Kälte unseres modernen Lebens steckt die alte Menschheitsklage, die uns schon in den Psalmen der Bibel, im Gesangbuch und in der vormodernen Literatur begegnet: Es ist die Erfahrung der Unverfügbarkeit des Lebens und des unentrinnbaren Verströmens der Zeit. Sie begegnet uns nun im modernen Gewand. Nur dass diese Klage im leeren Raum verhallt, wenn kein Gott als Hörer vorausgesetzt wird. Das gibt ihr eine neue Schärfe.

Als Theologe sage ich: Mit einer Therapie, mit einem Coaching ist dem nicht beizukommen. Aus der Not der tiefen Lebensentfremdung kann uns nur Gott herausholen und retten. Hier wird das Evangelium, die frohe Botschaft, die der Kirche auch für die Gesellschaft aufgetragen ist, politisch. Hier wird die Rede von Advent als Zeit des Innehaltens politisch, weil es um die Frage geht, woran wir unser Gemeinwesen ausrichten, an welchen Mächten und Interessen wir uns orientieren.

Das Wort „Entschleunigung“ hat für einen glaubenden Menschen noch einmal einen andern Klang als nur das „Mach mal halblang“, „Mach mal Pause“ oder „Bring Dein Leben in Balance“. Denn das setzt ja auf den gefühlten Stress einfach noch eine weitere Schleife drauf. Nun soll ich mich auch noch entschleunigen, und das bitte möglichst bald und effizient. Deutschland sucht dann *entspannte* Superpolitiker, *entspannte* Supermütter, *entspannte* Superpfarrer, *entspannte* Superschüler.

Der christliche Glaube bietet einen anderen Weg, der das Übel bei der Wurzel packt. „Innehalten“ ist nämlich mehr als „Pause machen“. Innehalten meint: Buße tun. Innehalten bedeu-

tet: Gott zu uns kommen lassen. Innehalten meint: Hören. Es ist etwas Aktives, aber keine Aktivität.

Die Adventszeit, meine Damen und Herren, ist eigentlich eine Bußzeit. Und Buße wäre völlig missverstanden, würden wir sie als eine Art vorweggenommene Selbstbestrafung angesichts der eigenen Unvollkommenheit deuten. Buße meint vielmehr: Umkehr als Antwort auf eine neue, befreiende Lebensperspektive, die wir uns nicht selber sagen und schaffen können, sondern die uns von außen, von Gott, eröffnet wird.

Darum haben moralische Appelle keinen Sinn, und jedes Coaching hält allenfalls drei Wochen lang: Die Selbstverwandlung aus eigener Kraft wird selten funktionieren. Nur wenn wir wirklich hören und es uns zu Herzen nehmen, dass wir freie und freigesprochene Menschen sind, werden wir die Kraft finden, das Leben dort zu gestalten, wo es Möglichkeiten dazu gibt, und es dort zu tragen und zu ertragen, wo es nicht anders geht. Das ist nämlich die wahre Balance: Möglichkeiten und Grenzen zu erkennen und in Ausgleich zu bringen. Dazu braucht es innere Freiheit. Die spricht Gott uns zu.

Hören können wir das nur, wenn wir innehalten. Und dafür brauchen wir geschützte Räume. Alle Religionen, soweit ich es überblicken kann, haben darin etwas gemeinsam: Sie bieten und sie fordern besondere Räume und Zeiten, um *hören* zu können. Das ist ihre politische Dimension, unabhängig von den Inhalten.

In den Traditionen der Kirchen spiegelt sich viel Lebenserfahrung und kollektive Weisheit. Darum sollte ein demokratisches Gemeinwesen um seiner selbst willen dem Glauben Räume offenhalten, in denen er zur Sprache kommt – selbst dann, wenn ein persönlicher Glaube keine Rolle im Leben spielt. Denn der christliche Glaube formuliert eine ganz eigene Würde des Menschen: Wir sind nicht, was wir tun, sondern umgekehrt gilt: Wir tun, was wir sind. Und wer wir sind, sagt uns Gott: Seine Kinder sind wir, denen er sich in Liebe zuwendet. Das ist die Botschaft des Advent.

Ausdruck adventlicher Buße war früher das Fasten: Es wurde sozusagen eine künstliche Knappheit hergestellt. Davon sind wir heute weit entfernt: „Weihnachtsmärkte“, wie die adventlichen Events heißen, sind wahrlich keine Orte des Fastens, der Knappheit und der Stille. Wir neigen heute dazu, religiöse Speisegebote vornehmlich unter hygienischen oder psychologischen Gesichtspunkten zu betrachten. Aber das wird dem Anliegen der Religion nicht gerecht. Es steckt etwas anderes dahinter. Es geht um eine spezifische Erfahrung von Lebendigkeit, um Bewusstmachung von Knappheit, Bescheidenheit und Ressourcenschonung.

Immer mehr Menschen gestalten die Adventszeit als Zeit bewusster Begrenzung und haben damit das Anliegen dieser Wochen – in aller evangelischen Freiheit – gut verstanden.

Innehalten heißt also alles andere als passiv sein, es heißt auch alles andere als „Freizeit“. Das ist nicht die Intention dieser besonderen Zeiten der Kirche: In den diversen Feiertagsgesetzen heißt es etwas altbacken und deswegen schon fast unfreiwillig komisch, der Schutz der Feiertage diene der „seelischen Erhebung“. Genau das aber ist mit Innehalten und Entschleunigung gemeint, wenn wir als Kirche davon reden.

Im Advent begegnet uns Gott in der Schwäche eines noch ungeborenen Kindes. Dann kommt er unscheinbar zur Welt. Er agiert in einem doch recht unbedeutenden Winkel der Erde, er wird gekreuzigt, bleibt unverstanden – und setzt einzig auf Kommunikation, auf das Weitersagen und Weitertragen seiner Botschaft von Mund zu Mund. Gott hat ein zutiefst menschliches Schicksal. Das ist der Kern der Botschaft, der uns zur Umkehr führen will. Unser Denken soll gedreht werden. Es soll nicht dauernd auf das Vergangene festgelegt bleiben. Wir dürfen nach vorne schauen, denn von dort kommt er: der lebendige Gott, auf den wir warten. Die Festzeiten der Kirche, und gerade diejenigen, die als Bußzeit angelegt sind, lenken unseren Blick in die Zukunft, von der her wir Gott erwarten. Wir müssen der Zukunft nicht entgegen hetzen. Vielmehr kommt sie uns entgegen.

Ich bin, je länger, je mehr, davon überzeugt, dass dies eine *politische* Botschaft ist. Es ist die Einladung, uns heilsam unterbrechen zu lassen, innezuhalten und uns zurückzunehmen. Das dient, unabhängig von aller persönlichen Frömmigkeit, der Humanität unserer Gesellschaft.

Nicht alle sind Christen, und manche unter uns sind vielleicht keine Freunde der Religion, ganz gleich welcher Gestalt. Doch die Einladung des Glaubens steht für alle, und wir als Kirchenwiederum stehen für diese Einladung: dass wir uns unterbrechen lassen im Alltag durch die Feste und Stunden, in denen Gott sich Gehör schaffen will.

Wir sind eingeladen, die Hände in den Schoß zu legen und die Ohren zu spitzen, um befreit und entlastet miteinander die Zeit auf die allermenschlichste Art und Weise zu verbringen. Essen, Trinken, Beieinandersein, Reden, Lachen, mit einem Wort: das Leben feiern. Das ist es, was zutiefst mit Buße gemeint ist: Umkehr zum Leben.

